

Rezensionen

Arnold Otten

„Bescheidene“ und „stolze“ Professionen?

Sammelrezension zu:

Gerhard Riemann: Die Arbeit in der sozialpädagogischen Familienberatung – Interaktionsprozesse in einem Handlungsfeld der Sozialen Arbeit. Weinheim/München: Juventa 2000. 220 S. Preis: 48,00 DM

Marianne Pieper: Zwischen Risikoszenarien und „guter Hoffnung“ – Werdende Elternschaft im Zeichen invasiver Pränataldiagnostik. Bielefeld: Kleine Verlag 2000.

Ulrike Nagel: Engagierte Rollendistanz. Professionalität in biographischer Perspektive. Opladen: Leske + Budrich 1997. 247 S. Preis: 48,00 DM

Soziologie hat sich schon immer mit dem Gegenstand Arbeit und Beruf befaßt. Insbesondere die Berufsgruppen, die in spezifischer Verantwortung stehen und ein hochspezialisiertes Wissen herausbilden, befinden sich im Blickfeld wissenschaftlicher Aufmerksamkeit und sind in vielfältiger Weise Gegenstand von Forschung und theoretischen Diskussionen. Seit den 70er Jahren hat sich verstärkt eine Theorielandschaft zur Beruflichkeit herausgebildet, deren Beiträge zur Debatte um die Professionalisierung die gesteigerte Bedeutung von Professionen in gesellschaftlicher wie individueller Hinsicht widerspiegeln. Dabei darf nicht übersehen werden, daß in diesem Diskurs durchaus verschiedene Vorstellungen dahingehend bestehen, wodurch sich professionelles Handeln auszeichnet. In diesen diffizilen und mühsamen Definitionsprozeß, was eine Profession ist – und welcher Beruflichkeit dieser Status zugesprochen wird und welcher eben nicht –, geht eine vielschichtige Gemengelage an Interessen ein.

Nun liegen drei soziologische Studien vor, die neue Aspekte in den Professionsdiskurs einbringen und dabei richtungsweisend sein könnten. Dieses nicht nur, weil in ihnen die AutorInnen gerade auch die problematischen Seiten professioneller Tätigkeit in den Blick nehmen, sondern

auch, weil sie, und das ist bei soziologischen Studien professionellen Handelns leider immer noch die Ausnahme, so angelegt sind, daß Praktiker – seien es nun die Professionellen selbst (hier: Sozialarbeiter/Sozialpädagogen und Mediziner) wie auch die Organisatoren der Berufswelt (so u.a. die an der Lehre/Ausbildung Beteiligten oder die Repräsentanten der Berufsorganisationen) – diese Forschungsstudien als Beitrag zur Reflexion der jeweiligen Professionskultur nutzen können. Ein methodologischer und wissenschaftstheoretischer Zugewinn liegt für die Sozialwissenschaften in den verschiedenen Weisen des empirischen Vorgehens sowie den Auswertungsverfahren dieser Studien.

In den Forschungsprojekten befassen sich alle drei AutorInnen mit dem Zusammenhang von Biographie und Beruflichkeit. Die Aufmerksamkeit gilt dabei sowohl dem Entwicklungsprozeß und gegenwärtigen Entwicklungsstand der jeweiligen Professionen sowie den einhergehenden Problemhorizonten der ins Forschungsvisier genommenen Beruflichkeit. Zwei der Studien haben dabei auch die Auswirkungen professionellen Handelns auf die Betroffenen zentral ins Gegenstandsfeld ihres Forschungsinteresses gesetzt. Eine der Studien konzentriert sich auf die biographische

Relevanz des Berufsnoviziats als Statuspassage.

So ist das Gegenstandsfeld der Untersuchung bei Gerhard Riemann und Ulrike Nagel das der Sozialarbeit – also eine Profession, die man im Duktus von Everett C. Hughes und Fritz Schütze als eine ‚bescheidene‘ fassen kann –, während es bei Marianne Pieper um das ärztliche Handeln im Kontext der pränatalen Diagnostik geht – also um eine Profession, die in den entsprechenden Diskursen stets als Beispiel und Vorbild für andere Berufe angeführt wird und als eine der ‚stolzen‘ Professionen bezeichnet werden kann.

Gerhard Riemanns Untersuchungsgegenstand ist das *Praxisfeld der sozialpädagogischen Familienberatungsstellen*. In einer arbeits-, biographie- und interaktionsanalytischen Studie setzt sich der Autor aus unterschiedlichen Perspektiven mit den Arbeitsbeziehungen zwischen den KlientInnen – die meist zu den sogenannten ‚Multiproblemklienten‘ zählen – und den Professionellen – zumeist Sozialarbeiter und SozialpädagogInnen, aber auch PsychologInnen – in einer konkreten Beratungseinrichtung auseinander. Neben den produktiven wie auch problematischen Wirkungsweisen einer professionell gestalteten Beziehungsgeschichte sowie Kernproblemen dieses Arbeitsfeldtypus stehen insbesondere Erkenntnis- und Orientierungsmechanismen des beruflichen Handelns im Fokus dieses Forschungsprojektes.

Riemann führt im Einleitungskapitel aus, daß und warum das Praxisfeld der sozialpädagogischen Familienberatungsstellen für die Frage der Professionalisierbarkeit der Sozialarbeit in besonderer Weise von Bedeutung ist [Kap. 1]. So hat dieser sozialarbeiterische Praxisbereich z.B. in den USA prominente Vorläufer in Form der ‚child guidance clinics‘, die in den frühen Bemühungen der amerikanischen Sozialarbeit um ihre gesellschaftliche Anerkennung als Profession für längere Zeit eine Vorreiterrolle eingenommen haben. Zudem gilt die Arbeit in einer solchen Einrichtung bei SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen – begründet faßt der Autor

begrifflich beide Berufsgruppen unter der Bezeichnung Sozialarbeit zusammen – als attraktiv, da sie selbstbestimmtes, anspruchsvolles und teilweise therapeutisches berufliches Handeln zuläßt.

Riemann unterstreicht weiterhin die gesellschaftliche und professionstheoretische Relevanz des Untersuchungsfeldes, da nämlich in einer Familienberatungsstelle als eines der zentralen Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit häufig differente Problemlagen in einer Unbestimmtheit und Vielfältigkeit auftreten, so daß in den professionstheoretischen Diskursen dieses Handlungsfeld mit der prekären Etikettierung einer ‚diffusen Allzuständigkeit‘ klassifiziert wird. In diesem Praxisfeld der Sozialen Arbeit treten in besonderer Weise die Krisenpotentiale der modernen Gesellschaft auf (Überschuldungen; anomische Sozialstrukturen; Überforderung in der Be- und Erziehungsgestaltungen), wobei Sozialarbeit derjenige Beruf ist, der diese Krisen bearbeitet – und SozialarbeiterInnen Angehörige eines Berufsstandes sind, der selbst im Vergleich zu anderen akademischen Standardberufen in besonderer Weise den Krisentendenzen dieser Gesellschaft ausgesetzt ist.

Riemann verzichtet im weiteren darauf, die Entwicklung der bis heute lebhaft geführten Diskussion zum Status der Sozialarbeit im Kanon der Professionen ausführlicher nachzuzeichnen, sondern gibt in der Spannweite von Defizit- und Differenzthesen einen Überblick zur sozialwissenschaftlichen professionstheoretischen Diskurslage. Dem Autor ist nämlich daran gelegen, mit Blick auf die Chicagoer Soziologie und den Symbolischen Interaktionismus prononciert professions- und arbeitssoziologische Traditionslinien aufzuzeigen, denen er sich bezüglich professionsanalytischen Forschungstraditionen und Forschungshaltung verpflichtet fühlt. Hierbei unterstreicht er, daß sich mit Everett C. Hughes – der seine Theorie der Profession bereits 1928 in einer Dissertation über die Berufsvereinigung von Maklern in Chicago grundgelegt hat – die Fragerichtung, ob Sozialarbeit eine Profession sei – was der amerikanische Hochschulreformer Abraham Flexner

1915 in einer Rede vor der alljährlich stattfindenden Versammlung der amerikanischen SozialarbeiterInnen tendenziell verneint hatte – zugunsten eines bejahenden Verständnisses gewendet hat.

Wissenschaftstheoretisch sowie forschungslogisch erfolgt bei Riemann eine Verortung in der Grounded Theory (Glaser/Strauss), wobei er bezug nimmt auf die Arbeitsbogentheorie von Anselm Strauss und dessen Analysen der sozialen Organisation von Arbeit sowie auf die Forschungsbeiträge von Bucher, Abbott, Freidson, Becker und Glaser. Riemann bezieht sich im weiteren insbesondere auf grundlagentheoretische Aufsätze zur Paradoxiethematik von Fritz Schütze, der – ebenfalls in der Tradition der Chicago-School und ihrer Nachfolger – zu einer Begriffsexplikation von Profession gelangt, in der eben nicht nur die berufsethisch-normativen und expertenhaft-rationalen Aspekte professioneller Sinnwelten, sondern gerade auch die problematischen Aspekte der professionalistischen Interessenvertretung und des professionellen Handelns aufgenommen sind.

Um aus der Perspektive der BeraterInnen die teilweise ausgesprochen langfristigen Beziehungsgeschichten von ihnen und ihren Klienten und der in diesem Rahmen geleisteten Arbeit herauszuarbeiten [Kap. 2], nutzt Riemann das in der Sozialforschung noch wenig praktizierte und methodologisch bis dahin kaum ausbuchstabierte Erhebungs- und Rekonstruktionsverfahren des *interaktionsgeschichtlich-narrativen Interviews*. Er präsentiert die Analyse einer Einzelfallstudie zur mehrjährigen Arbeit einer Sozialarbeiterin mit einer älteren Klientin, wobei er dieses Datenmaterial trianguliert und bereits hier Kernprobleme der professionellen Arbeit dieses Arbeitsfeldtypus sowie Formen ihrer Bewältigung aufzeigt [Kap. 3]. Somit kann Riemann ganz verschiedene Varianten gemeinsam geteilter Geschichten zwischen BeratungspraktikerInnen und KlientInnen bzw. Familien aufzeigen und z.B. das gemeinsame Älterwerden in einem professionell gestalteten Beziehungsgeschehen genauer betrachten – eine Thematik, der bis

heute in der professionssoziologischen Literatur kaum Beachtung geschenkt worden ist.

In diesem Analyseschritt arbeitet Riemann ferner die gerade wohl auch für Praktiker der Sozialarbeit interessanten Phänomene heraus, wie eine BeraterIn zur signifikant Anderen (Mead) werden kann, wie Raum zum Nachdenken über die Realisierung biographischer Entwürfe der Klientin eröffnet wird und wie unterschiedliche biographische Handlungsschemata angeregt werden können; aber auch, wie sich kontinuierliche Gespräche mit einer Beraterin in Formen des Selbstgesprächs der Betroffenen transformieren können oder wie Professionelle unwissentlich dazu beitragen, daß sich der Wirkungsbereich des Leidensprozesses ihrer KlientIn erweitert.

Um die Auswirkungen des institutionellen Beratungsmilieus und der professionell gestalteten Interaktionsgeschichte auf die Identitätsentwicklung der ratsuchenden Person und deren Entwicklung eines Handlungsschemas der Kontrolle einer Verlaufskurve (Strauss/Schütze/Kallmeyer) – die sich durch fremdbestimmte, übermächtige biographische Leidensprozesse auszeichnet – sowie der Freisetzung von Wandlungsprozessen herausarbeiten zu können [Kap. 4], nutzt der Autor insbesondere das in der qualitativen Sozialforschung erprobte, ausgebaute und mittlerweile ausgewiesene Erhebungs- und Analyseverfahren des *autobiographisch-narrativen Interviews* (Schütze/Riemann/Bohnsack/Hermanns).

Die Prozesse der kommunikativen Verständigung und der diskursiven Erkenntnisbildung von Professionellen über ihre Klienten im Rahmen von Fallbesprechungen werden anhand der *Konversations- bzw. Interaktionsanalyse* (Kallmeyer/Schütze) auf der Grundlage genauer Transkriptionen der aufgezeichneten, routinemäßig stattfindenden Besprechungen der Mitarbeiter untereinander erfaßt und analytisch ausgewertet [Kap. 5].

Der Autor arbeitet heraus, warum in diesen Fallbesprechungen systematisch Erkenntnisbarrieren auftreten, wie u.a. aufgrund des Fehlens eines fremden Blicks

oder aufgrund des Nachgebens eines Entscheidungsdrucks, wobei die Erkenntnisbildungen unmittelbar im Zusammenhang stehen (d.h. es entsteht oft eine Konkurrenz zwischen einer professionellen Fallanalyse einerseits und einem spontan entwickelten organisatorischen Handlungsschema andererseits). Ferner stellt er fest, daß ein ungenügendes Nutzen des Verfahrens der Kommunikationsschemata im Interaktionsprozeß (wie das des Erzählens, Beschreibens und Argumentierens; Kallmeyer/Schütze), oder daß in diesen Kommunikationsstrukturen der kollegialen Fallbesprechung ein ‚Schemata-Salat‘ auftritt (wie z.B. aufgrund eines unverbundenen Hin und Her von Erzählung und Argumentation; oder indem interaktionspragmatisch Mehrfachstimuli gesetzt werden), ebenfalls ein Hindernis für die Entfaltung argumentativer Analyseaktivitäten ist. Riemann ergänzt die in professionstheoretischen Beiträgen ausgewiesenen Paradoxien beruflichen Handelns in der Sozialarbeit – d.h. die systematischen Schwierigkeiten und Dilemmata im Arbeitsablauf, die nicht aufhebbar und nicht umgehbar sind (Schütze) – um zusätzliche, bisher in ihrer Genese und Wirkungsweise nicht beschriebene. Neue Formen professioneller Paradoxien werden eruiert, die in der Literatur so noch nicht erwähnt worden sind, wie u.a. die der Vergewisserung und eindeutigen Zurechnung der Arbeitsergebnisse bei offenen, unklaren Erscheinungsbildern der Fallentfaltung bei noch vagen, unverbindlichen oder gar ambivalenten Gestaltungen des Arbeitsbündnisses.

Die Analyse von Fallarbeit hat in derart ausgebauter Form in soziologischen Arbeiten bis dahin kaum Beachtung gefunden. Es zeigt sich, daß eine solche Analyse der Diskurse der Professionellen außerordentlich ertragreich ist. Sie wird sicherlich zur theoretischen Diskussion über die Paradoxien des professionellen Handelns beitragen.

Desweiteren nutzt der Verfasser, um die Gesamtsituation der Beratungsstelle mit ihren strukturellen Bedingungen sowie ihrer Atmosphäre und ihr beziehungs- und arbeitsstilistisches Milieu zu erfassen, die

wichtigsten Verfahren der Ethnographie (wie teilnehmende Beobachtung, Dokumentenanalyse, Territoriums- und Symbolisierungsbeschreibungen, Umfeldbeobachtung einschließlich der Erfassung der sozialen Welt der sozialpädagogischen Beratungsstellen mit ExpertInneninterviews).

Im Abschlußteil seiner Studie [Kap. 6] legt Riemann u.a. seine Überlegungen dar, warum er bezüglich der Forschungserträge mit den PraktikerInnen des betreffenden Forschungsfeldes in einen beiderseits gewinnbringenden Austausch getreten ist. Mit seiner solidarischen Kritik will er zur selbstreflexiven Wahrnehmungsschärfe der Praktiker der sozialen Arbeit beitragen und damit zur Verbesserung ihrer professionellen Arbeit.

Gerhard Riemanns Forschungsarbeit trägt exemplarisch zur wissenschaftlichen Grundlegung der erkenntnisgenerierenden Verfahren und des Wissensbereichs sowie zum symbolischen Diskursuniversum eines Handlungsfeldes der Sozialen Arbeit bei – eine jede Profession bedarf dieser Sinnbezirke zur Selbststeuerung und Reflexion ihrer Berufsarbeit. Mit dieser Arbeit erfolgt darüber hinaus eine methodologische Weiterschreibung der Datengenerierung und -analyse qualitativer Sozialforschung in einem ihrer zentralen Gegenstandsfelder. Der Einbezug des *interaktionsgeschichtlich-narrativen Interviews* in den Methodenkanon der qualitativen Sozialforschung erweitert deren Repertoire an Erkenntnisverfahren zur Entdeckung neuartiger empirischer Phänomene und ihrer theoretischen Kategorisierung im Untersuchungsfeld von Arbeitsvollzügen und Beziehungsgeschichten wie die von BeraterInnen und KlientInnen. Auf den methodologischen Diskurs um die Strukturhomologie von autobiographisch und interaktionsgeschichtlich-narrativen Interviews, der wissenschaftstheoretisch noch weiterzuführen ist, darf man gespannt sein.

Marianne Pieper untersucht in ihrer empirisch-qualitativen Forschungsstudie die unvorhergesehenen problematischen – biographischen, professionellen wie auch moralischen – Folgen des Einsatzes hoch-

technologischer medizinischer Verfahren im Bereich der Schwangerschaft. Ihr Untersuchungsgegenstand ist die *invasive Pränataldiagnostik* – ein vorgeburtliches Verfahren der Diagnostik innerhalb der Gynäkologie, bei dem in den Körper der Schwangeren eingegriffen wird, um Zellmaterial für zytogenetische Analysen zu gewinnen (Fruchtwasseruntersuchung; Chorionzottenbiopsie). Dieser medizinische Eingriff erfolgt mit dem Ziel, chromosomale bzw. genetische Abweichungen des Embryos oder Föten zu erkennen.

Es geht in der Forschungsstudie um die Einwirkungen dieser neuen Medizintechnologie auf die Lebenswelt werdender Eltern und das Wirksamwerden dieser diagnostischen Verfahren insbesondere in der Biographie der betroffenen Frauen. Im Fokus stehen die Fragen: Wie vollziehen sich im Mikrokosmos familialer Wirklichkeit die technologisch induzierten Veränderungsprozesse? Welche Erfahrungen sammeln die unmittelbar am eigenen Leib betroffenen schwangeren Frauen im Zusammenhang mit der Inanspruchnahme der invasiven Verfahren? Welche Veränderungen erfährt die Institution werdender Elternschaft – und hier wieder insbesondere die der werdenden Mutterschaft – unter dem Eindruck einer auf das generative Verhalten zielenden Technik?

Im Untersuchungshorizont stehen fernerhin die Auswirkungen des gentechnologisch-medizinischen Fortschritts auf die Beziehungs- und Interaktionsdynamik zwischen den Betroffenen und den Professionellen sowie auf die MedizinerInnen selbst. Desweiteren werden die medizinisch-professionelle Gestaltung des Schwangerschaftsablaufs analysiert sowie – meso- und makrotheoretisch – die Auswirkungen auf die medizinische Profession und auf die Solidaritätsgrundlagen moderner Gesellschaften, in denen immer umfassender gentechnologische Untersuchungsmaßnahmen zur Anwendung gelangen. Schließlich wird versucht, Anknüpfungspunkte für die (Beratungs-)Praxis herzustellen.

Die Datengrundlage dieser Studie basiert im wesentlichen auf 40 *autobiogra-*

phisch-narrativen Interviews mit Frauen, deren Schwangerschaft von diesem neuen medizinischen Diagnoseinstrumentarium bestimmt war. Pieper entscheidet sich in ihren Analysen und insbesondere in deren Präsentation konsequent für die Perspektive der betroffenen Frauen, obgleich in den Prozeß invasiver Pränataldiagnostik eben auch werdende Väter, Humangenetiker und praktische Ärzte involviert sind. Sie begründet die Zentrierung auf die Perspektive der betroffenen Frauen damit, daß zum einen die invasiven Kontrollverfahren auf den schwangeren Leib zielen und in diesen eindringen, zum anderen, daß für Frauen, als Hauptereignisträgerin, ihre Erfahrungen der Schwangerschaft mit den einhergehenden biographischen Problempotentialen ein zentrales biographisches Thema ist. Es geht darum, einen Zugang zu den Erfahrungsstrukturierungen werdender Mütter zu gewinnen, um detailliert herausarbeiten zu können, wie sich in kleinsten Schritten die gentechnologischen Veränderungen in die alltägliche Lebenswelt der Schwangeren hinein durchsetzt. Einige Interviews sind als *Paarinterview* durchgeführt worden. Desweiteren sind insgesamt 10 *Interviews mit professionellen ExpertInnen* (GynäkologInnen; HumangenetikerInnen; Sonographie-SpezialistInnen; Hebammen) erstellt und ausgewertet worden sowie eine *teilnehmende Beobachtung* in einer Gynäkologen-Praxis, die sich auf die Durchführung invasiver Pränataldiagnostik spezialisiert hat. Diese Datenerhebung dient zum einen der ethnographischen Sensibilisierung (Garfinkel/ Strauss/Schütze), zum anderen fließen einzelne Auswertungsaspekte punktuell in die theoretische Gesamtgestalt der Studie mit ein.

Die Interviewpartnerinnen wurden vorab in fünf Untersuchungsgruppen eingeteilt. Zum einen in die Gruppe der Frauen, die aus medizinischer Sicht als Risikogruppierung gilt (mit den drei Untergruppen: Alters-, Wiederholungs- und erbliches Belastungsrisiko) sowie einer Vergleichsgruppe mit Frauen ohne statistisch spezifizierbares Risiko und diejenigen Frauen, die zur Überprüfung von Verdachtsdiagnosen nach non-

invasiver Pränataldiagnostik eine invasive Diagnostik in Anspruch genommen haben.

Um dem interessierten Laien als Leser den Zugang zu den Textpassagen, in denen reichlich medizinische Termini *technici* genutzt werden, zu erleichtern, ist im Anhang ein entsprechendes Glossar aufgenommen worden.

Marianne Pieper wählt als Präsentationsgestalt das Modell der *„natürlichen Ablaufgeschichte“*. Dieses metatheoretische Architekturprinzip der *„natural history“* – in der symbolisch-interaktionistischen Forschung und Theoriebildung der Chicago-Soziologie entwickelt und von der Autorin neben der Theoriedarstellung auch für die heuristische Theoriegenerierung genutzt – ermöglicht ihr, die Abläufe in der Organisation des Schwangerschaftsprozesses in analytischer Perspektive zu erfassen und dabei die sachlogischen Prinzipien der konditionellen Relevanz – welche ein Ereignis oder ein Prozeß einem nachfolgenden setzt – zu verdeutlichen.

Das Darstellungsformat der natürlichen Ablaufgeschichte soll in aller Kürze anhand des ersten Unterkapitels exemplifiziert werden: Ausgehend von den Kinderwünschen, der Familienplanung oder der bereits eingetretenen Schwangerschaft entfaltet Pieper das Bild einer zunehmenden Komplexität der Institution werdender Elternschaft, in der immer mehr *„alte“* Gewißheiten und Selbstverständlichkeiten brüchig werden und neue Lösungen verlangen. Die aufbrechenden Entscheidungsnötigungen beginnen jedoch nicht erst mit der Schwangerschaft, sondern vielfach bereits vorher. Um zu vermitteln, daß die *„Kinderfrage“* gegenwärtig nicht mehr in einer einfachen Antwort mündet, sondern zum Teil widersprüchliche, mehrstufige Entscheidungsprozesse in Gang setzt, werden zunächst die Vorgeschichten der Schwangerschaft – analog zu den einzelnen Risikogruppen – dargestellt. Diese Vorerfahrungen bilden gleichsam die biographische *„Grundierung“*, in die sich das Angebot invasiver Pränataldiagnostik einpaßt.

In diesem Darstellungsmodus folgt die weitere Präsentation der sich aus dem Datenmaterial im Zuge der sequenziellen

Analyse und der kontrastiven Fallvergleiche herauschälenden Chronologie der Ereignisse der Statuspassage zur Elternschaft – oder zu der Situation, nach einem auffälligen Befund im 4. bzw. 5. Schwangerschaftsmonat, mit einem Entscheidungskonflikt über die Fortsetzung der Schwangerschaft konfrontiert zu sein.

Die Autorin stellt den einzelnen Kapiteln jeweils allgemein gehaltene theoretische Aussagen voran und vermag in spezifischer Weise die Meso- und Makroebene in ihre empirisch-qualitative Sozialforschung mit einzubeziehen, indem sie Aspekte der Sozialwelt-Diskurse – wie z.B. über die Risikozenarien im Gesundheitssektor und insbesondere in der Gentechnologie; über die neuen Verrechtlichungstendenzen im Zuge der Verbreitung der pränatalen Diagnostik (daß z.B. ein behindertes Kind höchststrichterlich als *„Schadensfall“* deklariert wird) und den damit einhergehenden strukturellen Veränderungen auf der Ebene der Rechtsordnung (Sozialrecht; Versicherungsrecht; usw.); bis hin zu philosophisch/religiösen Erörterungen zu den übergreifenden Sinn- und Legitimationssystemen dieser Gesellschaft – mit dem eigenen Untersuchungsgang verbindet.

Da die Ergebnisse dieser Studie derart vielschichtig und ausgesprochen umfangreich sind, soll im Folgenden eine der zahlreichen Erörterungslinien exemplarisch nachgezeichnet werden. So stellt Marianne Pieper heraus, daß heute der Individualisierungs- und Autonomisierungsprozeß weiblicher Biographien u.a. die berufliche Karriereplanung impliziert und damit zunehmend eine Verschiebung der Schwangerschaft auf das vierte und fünfte Lebensjahrzehnt einhergeht. Die verfahrensroutinemäßig angebotene invasive Pränataldiagnostik erleichtert nun den Frauen die Realisierung des Kinderwunsches, indem sie faktisch das Risiko der Geburt eines behinderten Kindes reduziert und angesichts des gesteigerten Risikobewußtseins ein Sicherheit vermittelndes Verfahren bietet.

Die Autorin stellt nun allerdings fest, daß die Institution werdender Elternschaft – und mehr noch die Institution werdender

Mutterschaft – zunehmend in den Sog medizinischer Veränderungsprozesse gerät. Die neuen Medizintechnologien entfalten eine spezifische Eigendynamik: Sie berühren zentrale Bereiche sozialen Lebens und lösen einen fundamentalen Wandel aus, der die Prozesse von Fortpflanzung und Lebensgestaltung wie auch deren Bewertungsmaßstäbe erfaßt. Mit ihnen gewinnen werdende Elternschaft/Mutterschaft einen zunehmend komplexeren Charakter. Eine Erleichterung angesichts des Versprechens von Vermeidbarkeit bestimmter Behinderungen durch Pränataldiagnostik ist zugleich gepaart mit neuen Vorstellungen von Gesundheit wie auch von genetischen ‚Abweichungen‘. Die Ausweitung von Kontrollmöglichkeiten der Gesundheit des prospektiven Kindes transformiert sich alltagsweltlich sowohl in eine Steigerung von Gesundheitserwartungen als auch in eine Expansion des Risikohorizontes. Neben der faktischen Kontingenz geht mit dem neu formierten Risikodiskurs ein medizinisch bzw. humangenetisch hergestelltes Bewußtsein von Kontingenz einher. Die subjektiven Formen der Verunsicherung wachsen dadurch, daß der Diskurs um Möglichkeiten der Technik zugleich auch das Bewußtsein für die Risiken weckt und fokussiert. Mit dem Versprechen, ‚Sicherheit‘ zu schaffen, wird gleichsam erst das Empfinden der Unsicherheit geschärft. Im Laufe der Studie wird deutlich, wie sehr diese Diagnostik – mit der Erschließung neuer Autonomie-spielräume und Glücksmöglichkeiten angeboten – Lebensgeschichten professionell und/oder organisatorisch prozessiert und die weibliche Selbstbestimmung letztendlich empfindlich reduziert.

In diesen präventiven Sog geraten vielfach sowohl Schwangere wie auch Gynäkologen aufgrund der sich geradezu eigendynamisch-dialektisch entwickelnden Zugzwänge des auf den Weg gesetzten Ablaufmusters eines medizinischen Diagnoseverfahrens. Dieser Sog wird – so die Studie – von Entwicklungen humangenetischer Forschung und einer breiten Popularisierung der Methoden invasiver Pränataldiagnostik ausgelöst oder zumindest befördert.

Der Risikodiskurs breitet sich indessen über die Ränder der medizinisch-statistisch definierten Risikogruppen im gesellschaftlichen wie auch im medizin-professionellen Alltagsbewußtsein aus. Damit geraten immer breitere Kreise schwangerer Frauen – auch unterhalb der medizinisch definierten Altersgrenze von 35 Jahren – aufgrund von Beunruhigungen in diesen präventiven Sog, da Fragen aufgrund der Ängste vor einem behinderten Kind, von der medizinischen Profession mit ihrem Angebot des pränatalen Diagnoseinstrumentariums als technisches Beruhigungsmittel beantwortet werden.

Die Studie von Marianne Pieper beinhaltet noch weitere interessante Erörterungslinien, wie u.a. die technisch induzierte Zeitsemantik, daß nämlich die leibzeitliche Rhythmisierung einer Chronologie des Schwangerschaftsverlaufs durch die heteronome Zeitstruktur der Laborzeit durchbrochen wird; ferner, daß und wie Frauen die Prozessierung im Verfahrensablauf mit ihren Versprechungen und Enttäuschungen als Verhängnis und Täuschungstrichter erleben; dem Nachzeichnen eines Prozesses der Ent- und Wiederverzauberung von Technik aufgrund eines Verschwimmens der Grenzen zwischen instrumenteller Rationalität und neu entstehender Mystifizierung.

Trotz dieser Themenvielfalt läßt sich ein Kurzresümee dahingehend fassen, daß durch die Forschungsstudie von Marianne Pieper deutlich geworden ist, daß das Verfahren der invasiven Pränataldiagnostik – trotz der unbestreitbaren Verdienste – eine Logik freigesetzt hat, deren Auswirkungen sich nicht einfach durch humanere Anwendungen ihrer Verfahren harmonisieren lassen und daß deren Einfluß auf Biographien und auf die Profession der Medizin gesamtgesellschaftlich neu betrachtet werden muß.

Indem Marianne Pieper das metatheoretische Architekturprinzip der ‚natural history‘ sowohl zur heuristischen Theoriegenerierung und als Präsentationsgestalt nutzt, wirft sie für die qualitative Sozialforschung die wichtige Frage auf, wie Er-

kenntnisverfahren und Erkenntnisdarstellung in den zunehmend umfangreicheren Projekten der qualitativen Sozialforschung mit ihren hochauflösenden Instrumentarien zur Analyse sehr komplexer, multiperspektivischer und vielschichtiger sozialer Entfaltungsprozesse zu verbinden sind

Ulrike Nagel befaßt sich in ihrer Forschungsstudie mit der biographischen Phase der *Berufseinmündung von SozialarbeiterInnen*. Sie konstatiert als Ausgangsthese, daß in einer individualisierten Risikogesellschaft an den Statuspassagen Koordinationsprobleme zwischen Handlungs- und Strukturaspekten des Lebenslaufs sichtbar werden. Um dieser Arbeitshypothese nachzugehen, setzt sie sich exemplarisch mit der Statuspassage in den sozialen Berufen auseinander. Indem sie sowohl die heutigen Problematiken des Sozialarbeitsberufs als auch die Chancen der produktiven Gestaltung dieses Berufs anhand der biographischen Phase der Einmündung in den Beruf betrachtet, richtet sie ihren Forschungsfokus auf eine Situation hoher berufsbiographischer Unsicherheit, in der Arbeitsplatzrisiken besonders intensiv erfahren werden, da die Arbeitsplatzsuche für Berufsanfänger sowie die mit dem Berufsantritt auftauchenden Arbeitsprobleme für den Berufsneuzuzug äußerst schwer zu bewältigen sind. Der soziale Dienstleistungssektor fordert somit von den Berufsangehörigen ein besonders hohes Maß an biographischer Flexibilität angesichts beruflicher Zukunftsunsicherheit sowie aufgrund der Tatsache, daß gerade die Berufsstruktur der Sozialarbeit in besonders enger Weise mit der Entfaltung und Veränderung der Gesellschaftsformation und mit der sozialstaatlichen Überformung verkoppelt ist.

Die Autorin analysiert diese Situation anhand von 45 thematisch auf die Berufseinmündung fokussierten *autobiographisch-narrativen Interviews* von AbsolventInnen der Studiengänge Sozialarbeit und Sozialpädagogik drei bis vier Jahre nach deren jeweiligem Studienabschluß. Um die gesellschaftlichen Strukturprobleme des Sozialarbeitsberufs soziologisch-ethnographisch zu erfassen, entschließt sich Nagel

bezüglich der empirischen Analyse des Datenmaterials für die Forschungsstrategie der *objektiven Hermeneutik* nach Oevermann (in Anlehnung an Glaser/Strauss und Bohnsack). Die Autorin folgt bei der Theoriebildung der Strategie der Strukturrekonstruktion und vertraut als Forscherin auf die fallvergleichende Formulierung von Strukturtypen und darauf, daß die Strukturen des professionellen Handelns aus den Wirklichkeitskonstruktionen und Interpretationen der Akteure – durch den Prozeß von Text über die Typik zur Struktur – rekonstruiert werden können.

Somit nutzt die Autorin unterschiedliche Forschungs- und Theorietraditionen für die Organisation des Forschungsgangs sowie für die Interpretation der Ergebnisse, und sie vermag darüber hinaus, sozialarbeiterische und sozialpolitische Problemstellungen in die Studie einzubeziehen und Mikro- und Makroprozesse der sozialen Wirklichkeit miteinander in Beziehung zu setzen.

Ulrike Nagel stellt eingangs die jüngere Debatte über die Professionalisierbarkeit der sozialen Arbeit dar [Kap. 1] und erörtert die für professionelles Handeln typischen Rolleneigenschaften, wobei sie insbesondere mit den Argumenten von Oevermann und Schütze zwei gegensätzliche Positionen der Professionalisierungsdebatte darstellt. Überzeugend führt sie zur Diskussion um das ‚doppelte Mandat‘ im Sozialwesen an, daß in dieser Sichtweise gerade das konkrete Berufshandeln der SozialarbeiterInnen sowie die entwickelten Problemlösungsstrategien der Sozialarbeit (Reflexionskultur, wie z.B. die Supervision) nicht in den Blick geraten. Sie kommt zu dem Schluß, daß die institutionellen Verfahrensregelungen und die Organisation der Sozialarbeit nicht den Kern, sondern den Kontext des beruflichen Handelns dieser Berufsgruppe darstellen. Insgesamt gibt Ulrike Nagel einen konzisen Überblick über die aktuelle Professionalisierungsdebatte. Hierbei führt sie die historischen Entwicklungs- und staatstheoretischen Argumentationslinien als Rahmen für die mikrosoziologische Professionalisierungsanalyse ein.

Ulrike Nagel nutzt sodann das Forschungsparadigma der Biographieanalyse. Mit den Methoden interpretativer und rekonstruktiver Verfahren – sie kommt von einem hermeneutisch-geisteswissenschaftlichen Verständnis von Soziologie als Textwissenschaft her – entwickelt sie textanalytisch und theoriegenerierend drei Strukturtypen der Statuspassage [Kap. II].

Statuspassage wird hierbei verstanden als Gewinnung der Anschlußfähigkeit von Sinnhorizonten und als Herstellung gesellschaftlicher Ordnung, Vermittlung von Institutionen und biographischen Entwürfen im Lebenslauf. Im Unterkapitel zum Einüben des professionellen Blicks bezieht sich die Autorin auf Vorarbeiten des symbolischen Interaktionismus (Hughes) zur Medizinprofession. Das Grundmuster der Herausbildung des Professionals bestehe »in der Separierung, beinahe der Entfremdung des Studenten von der medizinischen Welt des Laien. Hughes bezeichnet diesen Weg als ein ‚passing through the mirror‘ {...}, d.h. die Probleme werden nicht mehr im Spiegel der Laienkultur, sondern der höhersymbolischen Sinnwelt der Profession gesehen« [Kap. I. 5: 61].

Indem sie typische Situationsdefinitionen dieser berufsbiographischen Phase analysiert, erstellt sie folgende Typisierung: a) Statuspassage als rationale Strategie der Berufseinmündung unter Abwägung von Chancen und Risiken unter Zurückstellung persönlicher Ideale; b) als Spielraum der Verwirklichung eigener Lebensinteressen durch Sozialarbeit; c) und als Orientierungskrise und Existenzunsicherheit. Als Resultat der mikrosoziologischen Biographieanalyse des Übergangs von der Hochschule in das Erwerbssystem läßt sich – so Ulrike Nagel – konstatieren, daß Sozialarbeit als Beruf und die Biographie ihrer Praktiker durch Situationsdefinitionen, Berufskonzeption und Professionalisierungsprojekt vermittelt werden.

Auf der Grundlage der empirischen Ergebnisse entwickelt sie die Strukturhypothese ‚engagierter Rollendistanz‘, die davon ausgeht, daß das zentrale Problem die Verknüpfung von beruflichem Engagement

und einer beruflichen Rollendistanz ist, wie es theoretisch dem Verhältnis Beruf und Person zugrunde liegt. Dokumentiert werden drei Einzelfallstudien, die Strukturtypen der Statuspassage in den Beruf sowie die berufliche Professionalisierung im Rahmen engagierter Rollendistanz widerspiegeln. Durch Vergleichsdimensionen wird ein Rückbezug zum Handlungsfeld hergestellt, der den drei Strukturtypen – Berufsrisiko, Gestaltungsspielraum und Orientierungskrise – ihr je spezifisches Profil bei der Bewältigung der Statuspassage geben soll (Typus c: – Orientierungskrise und Existenzunsicherheit – stellt sich späterhin nicht als strukturbildend für eine Berufskonzeption heraus).

Nagel erörtert die Entwürfe der Sozialarbeit, Krisenmanagement und Sozialanwaltschaft als orientierende Berufskonzeptionen der Statuspassage [Kap. III]. Sie konstatiert, daß in dieser biographischen Phase zwischen Bildung und Beruf die Balance zwischen Engagement und Distanz zur Berufsrolle gefunden werden muß und expliziert das Gelingen dieser Balancierung an zwei paradigmatischen Fallanalysen, die sich auf Akteure beziehen, die in der Suchtberatung tätig sind. Sie kontrastiert diese mit dem Mißlingen der Statuspassage als ‚engagierte Distanz‘ anhand eines dritten Fallbeispiels [Kap. IV]. Mit den beiden ersten Fallbeispielen – jeweils präsentiert in einer Kombination von struktureller Beschreibung und biographischer Gesamtformung – untermauert sie die Strukturhypothese, daß dem Professionalisierungsprojekt der Sozialarbeit der Habitus der ‚engagierten Rollendistanz‘ zugrunde liegt und zeigt auf, aus welchen biographischen Zusammenhängen und innerhalb der Berufswelt vorfindbaren Argumentationslinien dieser Habitus entsteht. Im Zentrum dieser Forschungsschritte geht es um die Genese des Verhältnisses zwischen Person und Beruf, Biographie und beruflichen Statuspassagen und die Variationen in der Bewältigung der strukturierten Ambivalenz.

Ulrike Nagel stellt resümierend heraus, daß die Lösung des Orientierungskonflikts

zwischen Struktur- und Handlungsaspekt der Sozialarbeit im Erlernen eben dieser ‚engagierten Rollendistanz‘ in der biographischen Phase von der Ausbildung in den Beruf zu sehen ist. Die Statuspassage der jungen SozialarbeiterInnen wird durch Orientierungskonflikte zwischen den beruflichen Konzeptionen Krisenmanagement und Sozialanwaltschaft bestimmt. Bezüglich des Theorems der ‚engagierten Rollendistanz‘ führt sie hier an, daß das der Statuspassage inhärente Problem, um das die AbsolventInnen gemeinsam kreisen, das Problem der Verknüpfung von beruflichem Engagement und Rollendistanz ist.

Im Schlußteil [Kap V] wird der Ertrag der entwickelten Professionalisierungskonzeption für die Gesellschaftstheorie und die Soziologie der Professionen reflektiert. Sozialarbeiterisches Handeln ist dann konsequent professionell, wenn durch Supervision aufgeklärte subjektive Verstehensprozesse in der Interaktion mit den Klienten zum Tragen kommen können. Die habituierte Rollendistanz ist prinzipiell vom organisatorischen Gefüge der Sozialarbeit unabhängig. Ein Fazit der Autorin lautet, daß generelle Probleme die Gewinnung und Behauptung von Identität, die Grenzziehung zwischen Person und Rolle sowie die ‚Bearbeitung‘ dieser Differenz sind.

Ulrike Nagel liefert mit ihrer Studie zur ‚engagierten Rollendistanz‘ aus professionssoziologischer Sicht eine interessante Abhandlung zur Theorie der Statuspassage und des Statusmanagements in den sozialen Berufen. Das hier entwickelte Professionalisierungsprojekt der engagierten Rollendistanz löst die strukturelle Ambivalenz von Hilfe und Kontrolle und soll den in der Sozialarbeit Tätigen ein erweitertes Verstehen ihrer beruflichen Situation und der Handlungsmuster ermöglichen und damit der Arbeit mit ihren Klienten ein Optimum an effektivem Krisenmanagement bieten.

Soziologische Forschung zur sozialen Arbeit wird durch die Studie von Ulrike Nagel sicherlich dazu angeregt, vermehrt die zentrale Funktion der biographischen Innenschau und die Formen der Selbstvergewis-

serung für die Professionalität der Sozialarbeit zu betrachten, wobei die Frage des Einübens eben dieser beruflichen Reflexivität und Selbstvergewisserung in der Praxis- und Forschungsausbildung für Professionelle zunehmend eine Rolle spielen wird. Mit der vorliegenden Arbeit ist die methodologisch interessante Erörterungslinie aufgeworfen, ob bzw. inwieweit unterschiedliche Paradigmata bzw. Verfahrensweisen der rekonstruktiven Sozialforschung (Objektive Hermeneutik/Narratives Interview) – mit unterschiedlichen theoretischen Aussagen zur Professionalisierbarkeit der Sozialarbeit – in professionssoziologischen Studien und entsprechenden Diskursen zusammengeführt werden können.

Ulrike Nagel, Marianne Pieper und Gerhard Riemann wenden in ihren Forschungsstudien weitestgehend ähnliche methodische Bausteine der Datenerhebung und Datenauswertung an. Sie nutzen intensiv die Untersuchungsmaxime der empirisch-qualitativen interpretativen Sozialforschung, stellen sich jeweils in die Traditionslinien der Chicagoer Soziologie und schöpfen die klassischen Möglichkeiten symbolisch-interaktionistischer Forschung und Theoriebildung aus. Ulrike Nagel bezieht darüber hinaus die Strategie der Strukturrekonstruktion in Form der objektiven Hermeneutik mit ein.

In ihren Einzelfallanalysen orientieren sie sich an der Untersuchungslogik der Grounded Theory. Bezüglich der forschungslogischen Fragestellung nach dem *Allgemeinen und dem Besonderen bei Einzelfallanalysen* lassen sich für die Vorgehensweisen dieser Studien folgende methodischen Prinzipien der Verallgemeinerbarkeit anführen. Auf der Basis *formaler sequenzieller Prozeßanalysen* können in Verbindung mit dem hypothesentestenden Charakter der *Daten- und Methodentriangulationen* und der Bildung *kontrastiver Vergleiche* allgemeine Einsichten in biographische wie auch soziale (kollektive) Prozeßstrukturen gewonnen werden. In der Betrachtung dessen, was einzigartig für eine bestimmte Fallentfaltung zu sein scheint, lassen sich wiederum tieferliegen-

de Allgemeinheiten entdecken. Indem diese allgemeinen Einsichten bis zu einer *theoretischen Sättigung* sukzessiv empirisch überprüft und weiter differenziert werden, können theoretisch fundierte Aussagen aufgestellt werden (Glaser/Strauss). In diesem forschungslogischen Vorgehen ist zentral, daß mit den Erhebungs- und Auswertungsschritten fortgesetzt generative Fragen in Form von abduktiv entwickelten Arbeitshypothesen herausgearbeitet werden. Das *abduktive Forschungsverfahren* (Kallmeyer/Peirce/Schütze/Strauss) besagt, daß aus dem Datenmaterial bzw. dem Forschungsgegenstand heraus, unter Einbezug der schon vorliegenden Kategorien, bei steter Rückbindung aufs Datenmaterial theoretische Strukturierungen, Hypothesen und Kategorien entwickelt werden. Bei dieser Anforderung an das Analyseverfahren ist grundgelegt, daß sich die zu erforschenden Kategorien im empirischen Material selbst befinden und nicht von außen an dieses herangetragen werden.

Im Forschungsablauf der Studien wird deutlich, daß sich bei den VerfasserInnen durch Design und Logik ihrer Forschungsprojekte alle zentralen Merkmale der Grounded Theory durchziehen: der Fall wird als eigenständige Untersuchungseinheit betrachtet, sozialwissenschaftliche Interpretation wird als Kunstlehre gehandhabt, die Kontinuität von alltagsweltlichem und wissenschaftlichem Denken wird gewahrt und es ist eine Offenheit in der sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung fortgesetzt beibehalten worden.

Im Folgenden sollen aus den drei zugrundeliegenden Studien einige Aspekte herausgestellt werden, die für die Professionsforschung in besonderer Weise von Interesse sein könnten.

So weist Gerhard Riemann mit seiner Studie *die Untersuchungsebenen* auf, die in Professionalisierungsforschungen zur sozialen Arbeit erkenntnisfördernd sind und zukünftig vermutlich zunehmend im Fokus stehen werden:

- Das *Beziehungsgeschehen* zwischen Professionellem und Klienten stellt eine der

zentralen Untersuchungsebenen dar – hierbei insbesondere die Bedeutsamkeit und die Wirkweisen der professionell (mit)bestimmten Beziehungsgeschichte für die Biographiegestaltung und die Identitätsentfaltung sowie für die Entfaltung des handlungsschematischen Vermögens der Verlaufskurvenbearbeitung auf seiten der KlientIn.

- *Fallarbeit* – als eine der klassischen Methoden der Sozialen Arbeit – stellt in der Geschichte (Case-Work; Richmond) wie im Professionalisierungsdiskurs für die Sozialarbeit eine ihrer zentralen sozialwissenschaftlichen Fundierungsformen dar, weil mit diesem Erkenntnisverfahren allgemeine Merkmale sozialer Prozesse in individuellen Einzelfällen und deren Besonderheit in allgemeinen Begrifflichkeiten erfaßt werden können.

Anhand der Abfolgelogik des *Arbeitsbogens* (Strauss) lassen sich systematisch die sequentielle und die interaktive Ordnung professioneller Arbeit erfassen, insbesondere die Hintereinanderschaltung der verschiedenen Handlungsschemata im Ablauf der Fallanalyse und der Fallbearbeitung sowie die entsprechenden Arrangements der Arbeitsteilung in einem Team.

Indem professionstheoretische Sozialforschung die grundlegenden Merkmale der Logik dieser Erkenntnisfiguren weiter erschließt, bietet sie dem Sozialwesen-Professionellen ein Instrumentarium zur eigenständigen analytischen Untersuchungsarbeit.

- Eine weitere Untersuchungsebene stellt *das Erfassen der systematischen Schwierigkeiten bei der Arbeit* dar, wie Kernprobleme und Antinomien in diesem Arbeitsfeldtypus, aber insbesondere die Analyse der Paradoxien des professionellen Handelns und das daraus resultierende Fehlerpotential der Arbeit.
- Sozialarbeit wird heute in der Regel durch spezifische Formen der *selbstvergewissernden erkenntnisgenerierenden Verfahren* zwecks systematischer Reflexion der eigenen Arbeit ihrer Fehlerhaf-

tigkeit und ihrer kreativen Handlungspotentiale begleitet (z.B. Supervision; Fallbesprechungen). Ein Wissen um Gesetzmäßigkeiten der Prozesse dieser arbeitsbezogenen sozialen Arrangements und erkenntnisgenerierenden Verfahren stellt eine weitere wichtige Untersuchungsebene der professionsbezogenen Sozialforschung dar.

Marianne Pieper macht mit ihrer Studie auf Erscheinungen der Deprofessionalisierung der medizinischen Schwangerschaftsbegleitung aufmerksam. Einige dieser Erscheinungen sollen hier zusammengetragen werden:

- So setzt die technisch erzeugte Paradoxie einer Diagnostik ohne vorhandene Therapiepotentiale und die Zugzwänge eines auf den Weg gesetzten Ablaufmusters dieses medizinischen Verfahrens eine Diagnose- und Beängstigungsspirale frei, die teilweise die emotionalen Ressourcen der Frauen übersteigt. Auf ärztlicher Seite wird – so die Studie – dieser Diagnose- und Beängstigungsspirale in der Regel nicht mit einem umsichtigen *professionellen Beratungs-, Begleitungs- und Psychotherapiehandeln* entsprochen.
- Die Untersuchung komplexer professioneller Arbeitsabläufe hat mit dem theoretischen Konzept des Arbeitsbogens aufgezeigt, woher in Arbeitsprozessen die Logik des intentionalen Handelns bezogen wird und welche Bedeutung das Zusammenwirken und Zusammengehen der einzelnen Komponenten dieses Arbeitsbogens für das Gelingen eines Arbeitsprozesses hat. In der Schwangerschaftsbegleitung unter dem Vorzeichen der invasiven Pränataldiagnostik erfolgt zunehmend eine *Zerstückelung des Arbeitsbogens* – und zwar in Teilarbeitsschritte der schwangerschaftsbegleitenden Gynäkologen, der Sonographiespezialisten, der Humangenetiker und derjenigen Gynäkologen, die den Schwangerschaftsabbruch durchführen.
- Der Einsatz des invasiven Diagnoseinstrumentariums dient bei den Medizi-

nern auch als ‚Beruhigungsmittel‘^① bezüglich ihrer Angst vor Haftungsansprüchen bei der Geburt behinderter Kinder und damit auch als ärztliche Risikoprävention. *Ärztliches Handeln wird* zunehmend durch versicherungsrechtliche Gesichtspunkte und Erwägungen *fremdbestimmt*.

- Die invasive Pränataldiagnostik führt dazu, daß ÄrztInnen stets mitdenken (müssen), daß dieses Verfahren zwar Diagnosen für zukünftige Erkrankungen oder Behinderung des Fötus liefert, ohne allerdings dabei nennenswerte Heilungschancen anzubieten. Viele Mediziner schrecken dennoch nicht vor einer *euphemistischen Darstellung* des diagnostischen Verfahrensganges ab – und lenken damit von dem eigenen professionsethischen Dilemma ab, vor dem sie bei der Anwendung eines diagnostischen Ermittlungsverfahrens mit *selektionslogischen Zerstörungspotential* stehen.
- Eine klare Adressierung an eindeutig identifizierbare individuelle Klienten gehört zu den Kernprinzipien einer jeden Profession und somit auch zum Kernbestand der professionellen Standesethik der Ärzteschaft. In der Schwangerschaftsbegleitung ist die Ärzteschaft stets von einer Klientengemeinschaft zwischen der werdenden Mutter und dem von ihr ausgetragenen Kind ausgegangen. Dieses Selbstverständnis löst sich im Verfahrensprozeß der invasiven Pränataldiagnostik auf, da der Mutter andere vitale Patienteninteressen zugerechnet werden als dem Fötus. Damit kommt es zum künstlich hergestellten *Adressatendilemma* professionellen Handelns, mit dem sowohl die Ärzte als auch die betroffene Schwangere nur schwer umgehen können
- Das Grundprinzip der Kernwidersprüche bzw. Paradoxien professionellen Handelns besteht darin, daß die systematischen Schwierigkeiten und Dilemmata im Arbeitsablauf trotz intensiver fachwissenschaftlicher und professioneller Bemühungen nicht aufhebbar

und nicht umgebar sind (Gildemeister/Schütze). Sie gehören sozusagen zum Wesen professioneller Berufsarbeit in einer modernen arbeitsteilig organisierten Gesellschaft. Der Versuch, Handlungsformen zu erstellen, um diese *Paradoxien* des alltäglichen beruflichen Handelns aufzuheben bzw. aufzulösen, führt zu weiteren Paradoxien. Die Grundwidersprüche in der professionsethischen Aufgabenstellung der Ärzteschaft in der Schwangerschaftsbegleitung werden oftmals nicht persönlich fokussiert und reflektiert. Statt dessen werden sie durch organisatorische Vorkehrungen und verfahrensrechtliche Konditionierung als irrelevant gesetzt und systematisch ausgeblendet.

- Nach Everett C. Hughes zeichnet sich eine Profession u.a. dadurch aus, daß sie von der Gesellschaft die *Lizenz* zum Praktizieren sowie das *Mandat* zur Verrichtung spezifischer Leistungen der Problembewältigung zum Wohle des Mandanten erhält. Laut Studie von Pieper gibt es zunehmend ÄrztInnen, die relativ distanzlos das von ihnen angenommene bzw. interpretierte Interesse der gesellschaftlichen Kollektivität vertreten – so z.B. des Vorbehalts Frauen gegenüber, die ein Austragen des behinderten Kindes erwägen oder versicherungstechnische Überlegungen. Hier opfern die MedizinerInnen teilweise ihr professionelles Mandat, indem sie quasi die Instanz einer sozialen Kontrolle einnehmen.

Mit der Studie von Ulrike Nagel liegt eine besondere Perspektive bezüglich des Zusammenhangs von Biographie und Profession vor. Sie weist mit den Mitteln der qualitativen Sozialforschung nach, daß sich in der retrospektiv-narrativen Darstellung der Berufseinmündungsphase in die Sozialarbeit alle Kernprobleme der Verberuflichung exemplarisch auffinden lassen. In der Studie ist herausgearbeitet worden, welche Relevanz das Berufsnoviziat für die Biographiegestaltung hat und was SozialarbeiterInnen mit ihrem Beruf an biographischer Identitätsarbeit verbinden.

Indem im Folgenden noch einmal einige Aspekte der Studie von Ulrike Nagel angeführt werden, soll exemplarisch aufgezeigt werden, wie ertragreich es ist, wenn sich sozialwissenschaftliche Professionsforschung zur sozialen Arbeit, bei der Analyse einer bestimmten berufsbiographischen Phase auf die dort aufscheinenden Kernprobleme konzentriert.

Ulrike Nagel expliziert, daß eine Analyse-, Reflexions- und Handlungsbereitschaft im Sinne eines Berufshabitus bereits in der Berufseinmündungsphase durch eine entsprechende Situationsdefinition der Statuspassage vorbereitet wird. Diese Situationsdefinitionen der Berufseinmündungsphase sind strukturbildend für eine Berufskonzeption. Die berufliche Einmündungsphase stellt dem Novizen ein forderndes biographisches Aufgabenprofil bereit und ist nachweisbar von besonderer biographischer Relevanz. Diese Phase birgt eine heuristische Qualität, die durch methodische Selbstreflexion, Selbsterkundung und Selbstvergewisserung in besonderer Weise zur professionellen Identitätsfindung genutzt werden kann.

Für den Berufshabitus als engagierte Rollendistanz – sowohl als individuelle biographische Leistung als auch als kollektive Berufskultur – bedarf es einer engagierten und abstrahierenden Einstellung zum beruflichen Handeln bzw. zur Hilfesituation. Die Voraussetzung dafür ist wiederum eine entsprechende Reflexionskultur, insbesondere bezüglich der Fehler bei der Arbeit.

Die vorliegenden Forschungsstudien verdeutlichen, daß das Einbeziehen bzw. das Nichteinbeziehen der systematischen Formen der Reflexivität beruflichen Handelns von zentraler Relevanz für die Professionalisierung – sowohl der ‚bescheidenen‘ (wie die der Sozialarbeit) wie auch der ‚stolzen‘ Professionen (wie die der Medizin) – ist. Es liegt der Gedanke nahe, daß die intensive Pflege der Reflexion und der biographischen Selbstvergewisserung bezüglich der Problemlagen der Gesellschaft und der Handlungsbedingungen im Beruf die Profession der Sozialarbeit in eine Vorreiterrolle bei

der reflektierenden, selbstvergewissernden Durchforschung und Selbstkritik bringt. Die ‚stolzen‘ Professionen scheinen zunehmend mit Handlungsproblemen zu kämpfen zu haben und möglicherweise stößt die Medizin als Profession zunehmend an Grenzen ihres Paradigmas. Die ‚bescheidenen‘ Professionen, die eher im gesellschaftlichen Zwischenbereich operieren, können sich womöglich – aufgrund der bereits im beruflichen Alltagshandeln zunehmend genutzten institutionalisierten Reflexion ihres beruflichen Handelns (qua Supervision; Fallbesprechungen; Teamsitzungen; kollegiale Beratungsformen; systematische Selbsterfahrung) – besser auf gesellschaftliche Herausforderungen einstellen.

Die Forschungsstudien könnten somit einerseits zu einem wichtigen Katalysator für die gegenwärtigen Anstrengungen im Sozialwesen zur kollektiven Selbstreflexion und Selbstvergewisserung als Profession werden, andererseits einen Diskurs um die Auswirkungen des zunehmenden Einsatzes hochtechnologischer Verfahren auf die medizinische Profession neu beleben – z.B. bezüglich der medizinisch-professionellen Gestaltung des Schwangerschaftsablaufs. Wie in den Forschungsprojekten aufgezeigt, kann die qualitative Sozialforschung hierzu einen maßgeblichen Beitrag leisten. Arnold Otten, Karl-Bertling-Str. 6, 37124 Volkerode

Regina Lorenz-Krause

Rezension: Anselm Strauss/Juliet Corbin: Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory. London, New Dehli: Sage 1998. Preis: \$ 29,95

In der Einleitung des vorliegenden Buches von Anselm Strauss und Juliet Corbin wird betont, daß die Überarbeitung der 2. Ausgabe des Buches „Grundlagen der qualitativen Sozialforschung“ – Techniken und schrittweises Vorgehen in der Entwicklung der Grounded Theory durch wissenschaftlichen Diskurs beider Autoren über Jahre gemeinsam entstanden ist.

Mit dieser Veröffentlichung wird ebenfalls dem plötzlichen Tod von Anselm Strauss am 6. September des Jahres 1996 Rechnung getragen. Es ist nun das Vermächtnis der Sozial- und Pflegewissenschaftlerin dieses gemeinsam revidierte neue Werk allein in seinem Namen eigenverantwortlich zu editieren. Diese Ausgabe wendet sich – wie die erste – an ForscherInnen aus verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen.

Insbesondere während und nach der Datenerhebung bzw. -analyse sieht sich der/die qualitativ ausgerichtete Sozialforscher/in vor z.B. folgende Fragen gestellt:

Wie kann ich einen roten Faden bzw. einen Sinn in meiner Analyse finden? Wie kann ich zu einer theoretischen Interpretation gelangen, wenn ich immer noch im Dialog mit einerseits meinem empirischen Material und andererseits der empirischen Realität stehe? Wie kann ich eine Validität und Reliabilität meines qualitativen Materials garantieren? Wie kann ich meine vorgefassten Meinungen, meine eigenen stereotypen Perspektiven ablegen, um möglichst unvoreingenommen an die Daten heranzugehen?

Insbesondere mit Blick auf einen scheinbar unübersichtlichen „Wust von Daten“ will dieses Buch die analytische Vorgehensweise systematisieren helfen. So ist es sehr klar und verständlich geschrieben und bietet zuerst ein solides Grundlagenwissen sowie Wissen über Vorgehensweisen an, um interessierte SozialforscherInnen zu ihren ersten Forschungsprojekten im Rahmen der Grounded Theory und hier insbesondere bei

der Entwicklung einer substantiven Theorie zu unterstützen.

Das vorliegende Buch bietet ebenso Vorschläge und Analysetechniken für diejenigen SozialwissenschaftlerInnen, die zwar keine neue Theorie entwickeln, jedoch erst einmal eine systematische Analyse von qualitativen Daten lernen wollen. Diejenigen, die eine neue Theorie über einen bestimmten „Gegenstandsbereich“ im z.B. Sozial- und Gesundheitswesen entwickeln wollen als auch die „Fortgeschrittenen in der Grounded Theory“ bekommen ebenfalls wertvolle Anregungen – auf einer abstrakteren Ebene – für ihre deskriptive, konzeptuelle Forschungsarbeit sowie für ihre Lehrtätigkeit und Weitervermittlung der Grounded Theory.

Im Teil II des Buches werden spezifische Analysetechniken und –verfahren präsentiert, die hier von den Autoren entworfen worden sind, um eine Theorienentwicklung vollziehen zu können. Dieser zweite Teil des Buches umfaßt Kap. 5 bis 14. Zuerst geht es in Kapitel 5 um den Analyseprozess, dann zeigt Kapitel 6 die grundlegenden Operationen der Analysearbeit, nämlich die vergleichende Analyse und das Fragenstellen an das Datenmaterial auf. Kapitel 7 stellt die Idee bzw. grundlegenden Gedanken der Analyseinstrumente in einer Weise vor, daß unterschiedliche Theoretikerinnen hiermit sowohl ihre analytische Arbeit als auch die eigentliche „Entdeckung“ ihrer angestrebten Theorie vorantreiben können. In den Kapiteln 8 bis 10 werden die verschiedenen Kodierverfahren vom offenen über das axiale bis zum selektiven Kodieren erläutert.

Im 11. Kapitel legen Juliet Corbin und Anselm Strauss ihre Sichtweise über die Bedingungen und Konsequenzen ihrer Analyseergebnisse dar und erläutern eine Matrix mit Hilfe derer man die Lücke zwischen den Bedingungen und Konsequenzen als auch zwischen der Mikro- und Makroebene schließen kann.

Ein Überblick über das sogenannte theoretische Sampling findet sich im Kapitel 13. Anschließend werden im Kapitel 14 Methoden zum Anfertigen von Diagrammen und Memowriting präsentiert, die die Theorienbildung unterstützen.

Teil II, der Kapitel 15 bis 17 umfasst, erläutert allgemeine Forschungsinteressen aller engagierten ForscherInnen. Es werden weiterhin Anregungen für den darauffolgenden Verwertungsprozess gegeben, wie z.B. Monografien und Fallbeispiele geschrieben und angefertigt werden können. Anschließend werden im Kapitel 16 sodann Kriterien zur Evaluation des eigenen Forschungsprozesses vorgestellt.

Eine Zusammenfassung des gesamten Buches finden Sie in Kapitel 17; hier finden sich auch typische Fragestellungen, wie sie oft von Studierenden und PraktikerInnen hinsichtlich der Vorgehensweisen und Validität dieser Erhebungs- und Analysemethode gestellt werden.

Besonders gelungen in diesem Buch sind die systematischen Darstellungen über die verschiedenen Kodierverfahren während der Analyse. Bereits nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe dieses Buches hat sich sein Nutzen insbesondere für die Lehre der qualitativen Analyse gezeigt. Darüber hinaus können Personen aus dem vorliegenden Werk einen wertvollen Nutzen insbesondere für ihre Lehre der qualitativen Analyse ziehen sowie Anregungen für eine neue analytische Perspektive und „kaleidoskopische“ Sichtweise der Phänomene in der sozialen Realität. Es wird sowohl der Fall als eigene Untersuchungseinheit, die möglichen Vorgehensweisen der soziologischen Interpretation als „Kunstlehre“, die notwendige Offenheit und Unvoreingenommenheit in der sozialwissenschaftlichen Analyse und Begriffsbildung sowie eine für die Entwicklung einer Grounded Theory spezifischen Denkweise veranschaulicht, die jedoch durch eine alltagsweltliche Perspektive gelenkt wird. So werden beispielsweise von den Autoren grundlegende Ratschläge zur Präsentation und Berichterstellung von mit der Grounded Theory gewonnenen Ergebnissen gegeben. Das hier besprochene Buch ist nicht nur reich an Definitionen und illustrativen Beispielen aus der Forschungs- und Analysearbeit, sondern bietet auch Möglichkeiten zur kritischen Beurteilung der eigenen Analysearbeit. Aus diesem Grund kann das vorliegende neu überarbeitete

Werk als „ein wertvoller Meilenstein“ für das Erlernen qualitativer Methoden im Forschungsgebiet der Grounded Theory betrachtet werden.

Bemerkenswert ist die im Hintergrund wirkende „Theorie-Praxis-Verküpfung“, wodurch die Einzigartigkeit der Umsetzbarkeit dieser praktikablen Forschungsstrategie deutlich wird. Dieses Buch kann nicht nur als Überarbeitung der Methode der Grounded Theory betrachtet werden, sondern muß vor dem Hintergrund ihrer eigenen Historie als ein Instrument begriffen werden, das es erlaubt, sich ständig wandelnde soziale Bedingungen zu erklären. „ich entwickle mich weiter, die realen, sozialen Bedingungen verändern sich und somit muss sich auch die Methode der

Grounded Theory weiter entwickeln!“ Diesen Ratschlag möchte ich den Lesern des vorliegenden Buches mitgeben, da ich ihn selbst Anfang September 1996 von Anselm Strauss, kurz vor seinem Tod und seinen letzten Federstrichen an diesem Werk, erhalten habe. In diesem Sinne zitiert Anselm Strauss selbst einen seiner Lehrer, John Dewey: „If the artist does not perfect a new vision in his process of doing, he acts mechanically and repeats some old model fixed like a blueprint in his mind.“ (John Dewey, *Art as Experience*, 1934, p. 50)

Prof. Dr. Regina Lorenz-Krause, Fachhochschule Münster, Fachbereich Pflege, Röntgenstr. 7-9, 48149 Münster

Bernhard Boschert

Rezension: Erich Renner/Sabine Riemann/Ilona K. Schneider/Thomas Trautmann (Hrsg.): Spiele der Kinder. Interdisziplinäre Annäherungen. Weinheim: Deutscher Studienverlag 1997. 278 S. Preis: 58,- DM

„Die liebste und intensivste Beschäftigung des Kindes ist das Spiel“, schreibt Freud in seinem Aufsatz „Der Dichter und das Phantasieren“ aus dem Jahre 1908. Und wer Freud kennt, wird ahnen, daß dieses besondere Interesse des Kindes am Spiel von seinen unbewußten Wünschen geleitet wird. Wünsche, deren Vielfalt und Facettenreichtum sich Freud zufolge gleichwohl in einem zentralen Wunsch bündeln lassen, dem Wunsch des Kindes nämlich, „groß und erwachsen zu sein“.

Wenn Freuds Vermutung zutrifft, so liegt die besondere Bedeutung und Rolle, die das Spiel deshalb für die Erziehung und Entwicklung des Kindes, für seine Integration in die Erwachsenenwelt und Gesellschaft haben muß, auf der Hand. Das mag wiederum die Erklärung dafür sein, warum die Pädagogik ein so großes Interesse an der Spielthematik entwickelt und dieses Thema eines ihrer Klassiker ist.

Der vorliegende Band über die „Spiele der Kinder“ kann also auf eine lange Tradition, der pädagogischen Beschäftigung mit dem Spiel aufbauen, deren Spuren sich bis in die Antike zurückverfolgen lassen. Vor allem aber die Neuzeit, das beginnende 18. Jahrhundert, das Zeitalter der Aufklärung, das den Entwicklungs- und Fortschrittsgedanken, den Gestaltungs- und Selbsterzeugungswillen des Menschen ins Zentrum seines Weltbezuges stellt, hat sich in ihren pädagogischen Entwürfen vom Spiel und seinen Möglichkeiten faszinieren lassen.

Was die jüngere Geschichte betrifft, so wird man auf diesem Hintergrund nicht verwundert sein, daß sich mit den großen Debatten um die Reform der Bildungssysteme, Bildungsziele und angemessenen Erziehungsformen Ende der 60er Anfang der 70er Jahre auch die Auseinandersetzung um die pädagogischen Möglichkeiten

und Grenzen des Spiels einen gewaltigen Schub erhalten mußte.

Gegen die Vorurteile der Anfangsdiskussion, die im Kontext einer auf Effizienz und Effektivität bauenden Industrie- und Arbeitsgesellschaft, dem Kinderspiel den Stempel des Unnützen, Kindlichen, den Ernst des Lebens verfehlendes Treibens aufdrücken will, und die Haltung zum Spiel gleichsam zu einem ideologischen Glaubensbekenntnis zur Arbeitsgesellschaft stilisiert, brauchte die in dem hier vorliegenden Band dokumentierte Tagung am Institut für Grundschulpädagogik und Kindheitsforschung der Pädagogischen Hochschule Erfurt freilich längst nicht mehr anzukämpfen. Die positive pädagogische und entwicklungspsychologische Bedeutung des Spiels – der Vortrag von Sabine Riemann beschäftigt sich näher mit dieser Thematik – scheint heute fraglos. Eher schon gilt es, wie Thomas Trautmann in seinem Beitrag deutlich macht, übertriebene Erwartungen und unkritische Idealisierungen bezüglich der Wirkungsweisen des Kinderspiels zu dämpfen und falschen Nostalgien entgegen zu treten, die in einer rückwärtsgewandten Utopie gegen die modernen, medialen Spielvarianten umstandslos die guten alten Spieltraditionen in Stellung bringen wollen. Fraglos erscheint heute aber auch, daß Verständnis und Erklärung des Kinderspiels für die Wissenschaften alles andere, das Wortspiel bietet sich an, als ein Kinderspiel darstellt. Das Spiel erscheint vielmehr als ein vielschichtiges Kulturphänomen, dessen Deutung und Verständnis für die Wissenschaft trotz zahlreich vorliegender Spieltheorien und einer kaum überschaubaren Menge von Publikationen nach wie vor eine Herausforderung darstellt. Dies um so mehr als für die Gegenwartsgesellschaft das Spielelement an Bedeutung noch gewonnen zu haben scheint. Dazu genügt schon ein flüchtiger Blick auf die Entwicklungen des Kinderspiels im Bereich der Computer- und Videospiele – mit ihnen beschäftigt sich der Beitrag von Johannes Fromme näher – oder auf die wie Pilze aus dem Boden schießenden Spielshows im Televisionsbereich.

Allerdings scheinen sich diese Veränderungen und Entwicklungen gerade nicht rein quantitativ oder sektoral beschreiben zu lassen. Vielmehr kann man beobachten, daß das Spielelement die Gesellschaft im Ganzen mehr und mehr zu durchdringen und für die Formen moderner Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung eine konstitutive Funktion zu übernehmen scheint. Das reicht bis in die Theoriebildung über Gesellschaft selbst hinein, wenn man an die Implikationen denkt, die mit dem Begriff der Postmoderne verbunden sind oder wenn man beispielsweise die Entwicklungen auf der Ebene moderner Identitätsbildung beobachtet, wo von Bastelbiographien im Zusammenhang zunehmender Individualisierung die Rede ist.

Dieser Komplexität und Vielfalt des Spielphänomens im allgemeinen und des Kinderspiels im besonderen trägt der vorliegende Sammelband durch einen interdisziplinären Zugang Rechnung. Ethnologen, Psychologen, Soziologen, Literatur-, Theaterwissenschaftler und Pädagogen beleuchten aus der ihnen je eigenen Perspektive in 18 Beiträgen auf insgesamt 278 Seiten die Eigenarten und Besonderheiten des Kinderspiels bzw. verknüpfen ihre eigenen Überlegungen mit Theorieangeboten aus einem weitgefächerten Spektrum von Wissenschaftsdisziplinen.

Die Herausgeber haben das dadurch zwangsläufig breit geratene Tableau der in dem Sammelband behandelten Themen in vier Kapitel unterteilt, und diese mit dem vorsichtigen und tastenden Begriff der theoretischen, empirischen, ethnologischen und regionalen Annäherungen überschrieben. Fragt man nach der Gemeinsamkeit, die die einzelnen Kapitel verbinden, so scheint es ein doppelter Bezug zu sein, den die Autoren versuchen, im Auge zu behalten. Zum einen die systematische Verbindung des Kinderspiels mit der jeweiligen Gesellschaft und Kultur, in der es gespielt wird, und zum anderen der Bezug, der zwischen dem jeweiligen Beobachter, seinen Wertungen und Intentionen und dem Beobachteten, dem Kinderspiel als Analysegegenstand besteht. Mit den üblichen Vorbehalten gegen solche

holzschnittartigen Verallgemeinerungen könnte man deshalb davon sprechen, daß es den Autoren um eine soziologisch, historisch und erkenntnistheoretisch reflektierte pädagogische Betrachtung des Kinderspiels geht. Dies alles selbstverständlich, wie könnte das anders sein, wenn sich aus vorwiegend pädagogischer Perspektive des Themas angenommen werden soll, auf dem Hintergrund eines anderen zentralen Gesichtspunktes, der Frage nämlich nach den erzieherischen Möglichkeiten und Gefahren, die mit dem Kinderspiels verbunden sind bzw. anders ausgedrückt, der Frage nach den Wirkungen und Impulsen, die vom Spiel auf diejenigen ausgehen können, von denen es gespielt wird.

Beide Aspekte werden schon in den Aufsätzen deutlich, die sich unter der Rubrik der regionalen Annäherungen allerdings weniger mit dem Kinderspiel als mit dessen bevorzugtem Medium, dem Spielzeug beschäftigen. Hans Baiers zeichnet am Beispiel der Puppenherstellung in Thüringen die Entwicklung und Voraussetzungen einer industriellen Spielzeugproduktion nach. Dabei macht er in einem historischen Überblick deutlich wie eng nicht nur die Herstellungs- sondern auch die ästhetischen Erscheinungsformen der Puppen und ihre kulturellen Verwendungsweisen mit den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen und Moden korrespondieren.

Sabine Riemann berichtet in ihrem Beitrag von der Einrichtung der ersten thüringischen Ludothek, einer Spielzeugtauschbörse für Kinder und beleuchtet dabei die psychologischen und spielpädagogischen Aspekte des Tauschens für die Kinder.

Unter der Rubrik der ethnologischen Annäherungen befaßt sich Tora Korsvold mit einer spezifisch norwegischen Erscheinungsform der Freizeitgestaltung, den sogenannten Spielparks und erklärt deren große Verbreitung mit der besonderen Bedeutung, die dem freien Spiel in der unberührten Natur traditionell in der norwegischen Gesellschaft beigemessen wird.

Sigrid Paul verläßt dagegen die westliche europäische Hemisphäre und wendet sich dem afrikanischen Kontinent zu. In

einer Ethnographie des afrikanischen Kinderspiels hebt sie dessen allgemeine kulturentegrative und sozialisierende gesellschaftliche Funktionen hervor.

Mit autobiographischen Texten und Aussagen indianischer Autoren setzt sich Erich Renner in ethnopädagogischer Perspektive auseinander. Er untersucht die Wirkung, die Western-Filme auf das indianische Kinderspiel haben und macht deutlich, daß die von den indianischen Kindern entwickelten Identifikationsmuster sich als Modellierungen der jeweilig gewählten filmischen Vorbildfiguren darstellen, die erst in der komplexen Wechselwirkung mit ihrem kulturellen Wahrnehmungshintergrund verständlich werden.

Daß das Kinderspiel nicht einfach eine direkte Abbildung oder bloße Imitation der Alltagswelt darstellt, sondern Modifikationen und kreative Abweichungen enthält, aus denen sich nicht nur Anpassungs- und Sozialisationsseffekte, sondern auch Distanzierungsmöglichkeiten und Freiheitspotentiale ergeben, macht der Beitrag von Fritz Seidenfaden über das Kinderspiel in traditionellen Gesellschaften deutlich.

Solche Eigenständigkeit und relative Autonomie der Spielwelt der Kinder in Bezug auf die Erwachsenenwelt und die Ausbildung eines spezifischen Gruppen-Ichs in der Gleichaltrigengruppe arbeitet Ute Meisers an Hand ihrer Feldforschung in Tonga heraus und verdeutlicht damit die Wechselwirkung und Korrelation von sozio-ökonomischen Strukturen, Spielformen und kulturellen Lebensmustern.

So können die ethnologischen Forschungsarbeiten zeigen, daß andere Kulturen und Gesellschaftsformen ganz andere Vorstellungen über Kindheit und entsprechend auch ganz andere Spielformen und -inhalte entwickeln und wie ein Verfremdungseffekt hinsichtlich der ethnozentristischen Sichtweisen und Wahrnehmungsformen des Kinderspiels mit ihren vermeintlichen Selbstverständlichkeiten und Gewißheiten gelesen werden.

Gewissermaßen als eine Rückwendung des ethnologischen Blicks auf die eigene Gesellschaft kann man deshalb den unter der

Rubrik der theoretischen Annäherungen aufgeführten Text von Burkhard Fuhs verstehen, der darauf hinweist, daß Kindheit in der europäisch-westlichen Kultur eine Erfindung erst der jüngeren Geschichte ist, der Diskurs über das Kinderspiel historischer Veränderung unterliegt, das Kinderspiel selbst im Kräftefeld sozialer Normalisierung und kultureller Zivilisierung steht und mit historisch sich wandelnden pädagogischen Erwartungshorizonten verbunden ist.

Die Vorträge von Gerold Scholz und Rainer Ruland können in je eigener Perspektive gleichwohl deutlich machen, daß das Kinderspiel einen Eigenweltcharakter besitzt, eine eigene, spezifische Realität entwirft, die in einem komplexen, teilweise widersprüchlichen und spannungsreichen Verhältnis zu der sie umgebenden gesellschaftlichen Alltagswelt steht und dadurch für die Kinder, wie auch Ilona K. Schneider in ihrer empirischen Untersuchung zeigt, im doppelten Sinne des Wortes Spielräume und Möglichkeiten zum selbständigen Gestalten, Probehandeln und zur eigenen Identitätsfindung bereitstellt.

Die Eigenständigkeit der Spielwelt wird dabei von einem spezifischen Deutungsrahmen verbürgt, der wie eine unsichtbare Grenze das Spiel aus dem Alltagskontext heraushebt und als eine Verstehens- und Verhaltensanweisung die differente Welt und Handlungslogik des Spiels konstituiert. Daß das mitunter zu Fehldeutungen auf der Ebene außenstehender Betrachter führt, macht Hans Oswald am „rough and tumble play“ klar, das häufig auf der Erwachsenenenseite als bloßes aggressives Verhalten mißverstanden und entsprechend abgelehnt wird. Bei genauerer Betrachtungsweise stellt sich jedoch heraus, daß es sich dabei zwar um eine rauhere Form des Spiels handelt, das aber gleichwohl kontrolliert und geregelt ist und deshalb besondere handlungsstrategische Erfahrungsmuster und Lerngelegenheiten bereitstellen kann, die komplementär zu den

durch Kooperationsverfahren gekennzeichneten Interaktionsmustern stehen.

Die entwicklungs- und identitätsfördernde Dimension des kindlichen Spiels wird auch in der empirischen Arbeit von Stefanie Bissigkummer-Moos und Judith Pasquale thematisch, die an biographischen Materialien aus der Perspektive der Kinder zeigen, welche Bedeutung das Spiel als Medium von Selbstdefinition und Abgrenzung hat. Im Spiel kann die eigene Identität gleichsam aufgeführt werden, was besonders in der Darstellung von sozialen Hierarchien und Geschlechtsunterschieden augenfällig wird.

Die Darstellung des kindlichen Spiels in der Kinderliteratur seit der Aufklärung verfolgt Karin Richter. Schließlich untersucht Kristin Wardetzky unter dem Titel des *theatre imaginaire* Phantasiegeschichten von Schulkindern. Dabei werden in ihrer vergleichenden Studie von ost- (noch zur DDR-Zeit) und westdeutschen Kindern sowohl unterschiedliche Heldenarstellungen und fiktive Welten als auch unterschiedliche dramaturgische Erzählparadigma sichtbar.

Selbstverständlich können die Beiträge an dieser Stelle nicht in der ihnen gebührenden Ausführlichkeit besprochen werden. Dennoch dürfte auch in dieser kurzen Skizzierung der thematischen Schwerpunkte der einzelnen Aufsätze schon deutlich geworden sein, daß es sich hier um ein interessantes und mit Gewinn zu lesendes Buch handelt, das nicht unbedingt zu neuen Erkenntnissen kommt, was die Spielforschung im allgemeinen betrifft, aber für das Thema des Kinderspiels mit reichhaltigen Informationen, originellen Beiträgen und erhellenden Materialanalysen aufwarten kann und deshalb jedem nützlich sein wird, der sich näher mit der Thematik des Kinderspiels befassen möchte.

*Bernhard Boschert, Freie Universität Berlin,
Institut für Sportwissenschaft, Schwendener
Str. 8, 14195 Berlin*

Ursula Rabe-Kleberg

Rezension: Andrew Abbott: The System of Professions. An Essay on the Division of Expert Labor. Chicago and London: The University of Chicago Press, 1988. 435 S. Preis: \$ 22,50

„In typical Chicago fashion (...) this book grew out of my experiences as a participant observer. That the book's evidence is mostly historical should not obscure its fieldwork origins.“ schreibt Andrew Abbott im Vorwort seiner Studie. Aber dieser Text, der von ihm einen „Essay“ genannt wird, durchbricht die fallspezifischen Grenzen einer Feldstudie und entdeckt hinter vielfältigen historischen Einzelercheinungen die grundsätzliche Frage, nämlich „how modern societies institutionalize expertise“.

Hierbei geht es ihm aber nicht um ein allgemeingültiges Erklärungsmodell, vielmehr darum, „to show the professions growing, splitting, joining, adapting, dying.“ Dabei weist er Vorstellungen, dass sich Professionen nach einem bestimmten Schema oder nach bestimmten Regeln entwickeln als empirisch nicht haltbar zurück. Er kann an vielfältigen Beispielen deutlich machen, dass Entwicklungen von Professionen aus Wettbewerb und gar Kriegen („wars“) zwischen ihnen erklärt werden können. Dabei geht es aber nicht um Privilegien, Positionen oder gar Marktanteile, sondern um die professionell zu erbringende Arbeit und die Kontrolle über diese Arbeit.

Verschiedene Professionen konkurrieren um ihren Anteil an der Zuständigkeit für ein drängendes, existentielles Problem. Die erfolgreiche Profession muß gesellschaftlich plausibel machen und institutionell durchsetzen, dass sie mit ihrem Wissen und ihren Methoden für die Lösung und Bearbeitung der anstehenden Probleme die beste ist.

Der hier nur in aller Kürze skizzierte Ansatz wird im Text anhand vieler empiri-

scher und historischer Beispiele erläutert. Gegenüber der vor allem in der deutschsprachigen Diskussion üblichen Trennung zwischen eher berufssoziologisch orientierten Arbeiten zu Professionalisierungsprozessen und der Analyse der Spezifik professionellen Handelns bietet die Arbeit von Abbott den Vorteil, dass er diese beiden Argumentationslinien zusammenbindet. Profession ist danach als ein gesellschaftlicher Prozess zu denken, in dem es darum geht, Akzeptanz für das Besondere des professionellen Handelns zu gewinnen. Inner- und interprofessionelle Machtkämpfe um das gültige professionelle Handlungsparadigma lassen sich ebenso erklären wie gesellschaftliche Auseinandersetzungen mit bürokratischen Institutionen um Zuständigkeit („jurisdiction“) für bestimmte Problembereiche und Handlungsmöglichkeiten.

Abbott ist in der deutschsprachigen Professionsdiskussion auch mehr als 10 Jahre seit der Veröffentlichung kaum bekannt. Eine Übersetzung wäre sicherlich hilfreich. Vielleicht aber ginge bei einer Übertragung in akademisch-akzeptiertes Deutsch viel von der essayistischen Eleganz dieses (trotzdem) theoretisch präzisen Textes verloren. Das wäre schade, denn es ist Eliot Freidson in seiner Kritik zuzustimmen: „The System of Profession is a brilliant book“.

Prof. Dr. Ursula Rabe-Kleberg, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Fachbereich Erziehungswissenschaften, Franckeplatz 1, Haus 4, 06099 Halle/ Saale